

6 Alternative Fakten und postfaktische Politik als Narrativ

Raphael Zähringer

Angesichts des weltweiten Erstarkens von Populismus und Autokratien, die wie selbstverständlich die Deutungs- und Gestaltungshoheit in allen Gesellschaftsbereichen für sich beanspruchen, und die dafür auch bereit sind, Fakten zu verdrehen, zu verneinen, zu ignorieren oder einfach eigene zu erschaffen, sehen sich Wissenschaft und Forschung zunehmend mit Fragen nach der eigenen Position und Relevanz im gesellschaftlichen und politischen Diskurs konfrontiert. Wenn die Grenzen zwischen Wahrheit, Fakten, alternativen Fakten, Meinungen und Propaganda zunehmend verschwimmen – wie kann, soll, muss sich der akademische Bereich mit diesen Phänomenen befassen?

In den Naturwissenschaften scheint sich der Weg anzubieten, den auch der Journalismus vielerorts eingeschlagen hat: die Konzentration auf Fakten, auf genaue Beobachtung und Aufbereitung von politischer Meinungs- und Faktenmacht, bei sich selbst sowie (vor allem, aber nicht ausschließlich) bei populistisch agierenden Politiker*innen, Parteien und Personen des öffentlichen Lebens. Die *Washington Post* etwa erstellte eine Website namens *100 Days of Trump Claims*, auf der haarklein die Äußerungen des US-Präsidenten dokumentiert werden. Ein sogenanntes ›Fact Checker Team‹ hat für die ersten 100 Tage nach Trumps Amtsantritt am 20. Januar ganze 492 Unwahrheiten oder Ungenauigkeiten verzeichnet, geordnet nach Datum, Thema und Ursprung der Äußerung (Tweet, Interview...), jeweils versehen mit einer kurzen Erläuterung. Ein ähnlich ausführliches ›Fact-Checking‹ in Form eines langen Artikels hat auch die *New York Times* formuliert (Qiu 2017). Zu den wichtigsten Werkzeugen dieser Stoßrichtung zählen dementsprechend möglichst seriöse Statistiken und Zahlen, dazu Querverweise zu früheren oder in anderen Medien getätigten Aussagen und Gegendarstellungen. So sehr man die Gründlichkeit und Aktualität solcher Bemühungen bewundern mag – sie helfen nur bedingt weiter. Wie von Sam Kriss bemerkt besteht Politik nicht ausschließlich aus Fakten (Kriss 2016). Politik lebt davon, Tatsachen mit Meinungen zu vermischen – und damit kommen rein

zahlenbasierte Lösungs- oder Leseansätze nicht zurecht. Speziell im Falle einer Politik, die Fakten gerne einmal schlichtweg ignoriert oder direkt selbst erfindet ist es unzureichend, sich allein auf die Richtigstellung von Fakten zu konzentrieren.

Dann also die Geisteswissenschaften, die mit Fakten vergleichsweise wenig am Hut zu haben scheinen? Auch hier stellt sich die Frage, wie die einzelnen Disziplinen mit der politischen Vermischung von Tatsache und Meinung umgehen können. Die Philosophie etwa, als Bastion von moralischen und ethischen Grundsätzen, scheint zu sehr auf fachinterne Diskurse konzentriert zu sein, als sich um die ›Welt da draußen‹ kümmern zu können oder zu wollen – so ist zumindest laut Christoph Behrens das Schweigen der großen Philosophen unserer Zeit zu postfaktischer Politik und digitaler Weltformung zu deuten. »Angesichts des Missbrauchs von Wissenssystemen wie dem Internet müssten Philosophen schäumen. Stattdessen schweigen sie« (Behrens 2017). Was ist geschehen? Ironischerweise ist es oftmals die Professionalisierung einer Disziplin, die ihre mühsam erarbeitete Relevanz wieder untergräbt (vgl. Behrens 2017). Dies scheint besonders für die Geisteswissenschaften zu gelten, ist aber im Grunde charakteristisch für jede Art von Expertendiskurs. Wie etwa von Armin Nassehi beschrieben unterliegt die Wissenschaft als (soziologisches) System einem Prozess der Ausdifferenzierung: sobald die Wissenschaft sich als solche begreift und beginnt, eigene Parameter und Beschreibungsstrategien zu entwickeln, formt sie einen mehr oder weniger von anderen Diskursen abgekoppelten Expertendiskurs, der einerseits bestens dafür geeignet ist, Ergebnisse und Erkenntnisse zu produzieren; durch die hohe Spezialisierung büßt eben dieses System aber an gesellschaftlicher Relevanz ein, weil es seine Anschlussfähigkeit zu verlieren droht (Nassehi 2015: 159f.). Diesem Problem sieht sich auch die Literaturwissenschaft ausgesetzt: welcher ›normale‹ Mensch kann etwas mit den von unserer Disziplin produzierten Ergebnissen anfangen? Wo und wie kann ein literaturwissenschaftlicher Aufsatz für Menschen, die selbst keine Literaturwissenschaftler*innen sind, unmittelbar relevant sein? Und wie kann Literaturwissenschaft relevant sein in einer sich digitalisierenden Gesellschaft, in der Schnelligkeit vor close reading und Re-Tweet vor Reflexion kommen?

Verblüffenderweise werden zumindest Literatur und Politik immer wieder miteinander assoziiert – und das noch ganz unabhängig davon, dass literarische Texte politische Themen aufgreifen können. Zwei Beispiele haben im Zuge der Präsidentschaft Donald Trumps gewisse Bekanntheit erlangt, und beide kreisen um den Begriff der ›alternativen Fakten‹. Der durch Präsidentenberaterin Kellyanne Conway zu zweifelhaftem Ruhm gelangte Begriff hat vielfach Leute dazu

gebracht, Trumps gesamte politische Rhetorik als ›orwellian‹, also in der Tradition von George Orwells düsteren Zukunftsvisionen stehend, zu bezeichnen (Seaton, Crook und Taylor 2017) – mit dem Effekt, dass *1984*, Orwells bekanntester Roman, auf Platz eins der Amazon-Verkaufscharts kletterte und an vielen Orten restlos ausverkauft war. Fast zeitgleich wurden fragwürdige Versuche unternommen, alternative Fakten als politische Tendenzen zum Verdrehen/Ignorieren/Relativieren von Wahrheit(en) in die Nähe von z. B. Science Fiction zu rücken und damit die Grenzen zwischen den Geltungsansprüchen dieser beiden Bereiche zu verwischen (eine Nähe, von der sich etwa SF-Autorin Ursula K. Le Guin in einem Leserbrief energisch distanzierte; vgl. Le Guin 2017).

Der Punkt, an dem die Literaturwissenschaft ansetzen kann, scheint demnach folgender: Politik im Allgemeinen ist nicht reduzierbar auf reine Tatsachen; vielmehr rührt die Macht von Politik daher, dass sie es ermöglicht, sich Dinge vorzustellen, die unreal sind (Kriss 2016). Und natürlich kann man sich diese Dinge nicht nur selbst vorstellen – man kann sie, rhetorisch aufbereitet, einem Publikum näherbringen durch Erzählen im weitesten Sinne. Politikgeschichtlich gesehen ist es demnach auch falsch oder zumindest zu kurz gedacht, genau ›jetzt‹ den Eintritt der westlichen Kultur in ein ›postfaktisches Zeitalter‹ zu proklamieren. Politik ist und war, in beträchtlichem Maße, schon immer postfaktisch (Kriss 2016; Pazzanese 2016). So kann man, heute wie in der Antike, vom Ende eines Krieges oder von militärischer Vormachtstellung träumen, von einem flächendeckenden oder einem exklusiven Gesundheitssystem, von offenen Grenzen oder einer das Land umspannenden Mauer, kurz: von Dingen, die nicht sind, die aber (wortwörtlich) denkbar und kommunizierbar sind. Von Fiktionen. Und wer, wenn nicht die Literaturwissenschaft, könnte und sollte sich damit beschäftigen?

Dieser Beitrag regt daher an, gegenwärtige postfaktische Politik und die daraus entstehenden ›alternativen Fakten‹ als narrative Textur zu verstehen, die sich der Literaturwissenschaft als Betätigungsfeld anbietet. Ausgehend von der obigen Grundprämisse, dass Politik und Literatur fiktionale Projektionsflächen von Wirklichkeit sind, diskutiert der Beitrag den Tweet und andere politisch genutzt Medienformate vor dem Hintergrund der Konzepte der Erzählbarkeit (*tellability* im englischen Original) und Erfahrbarkeit (*experientiality*) als Texte, die im weitesten Sinne als Erzählungen aufgefasst werden können. Basierend auf Monika Fluderniks Typenmodell mündlicher Erzählformen und Juri Lotmans Plot-Typologie wird weiterführend ein mehrstufiger Vorschlag für eine dezentrale, multimediale Erzählstruktur formuliert. Der Beitrag bezieht sich hierbei nicht ausschließlich auf populistische Strömungen von Politik, bespricht aber viele Beispiele aus diesem Feld.

Politische Tweets und andere Erzählungen

Ein erster Schritt zur ›Literaturhaftigkeit‹ von Politik wurde kürzlich von Ottmar Ette unternommen, der zu medial verknappter Kommunikation forscht. Tweets aus literaturwissenschaftlicher Sicht, sozusagen. Auf den ersten Blick scheinen hier aber andere Kategorien als ›hohe Literatur‹ im Spiel zu sein: Tweets und ähnliche Kommunikationsmittel, so Ette in einem Interview im *National Geographic*, begünstigen sogenanntes »dummes Denken« und eignen sich dadurch zur Massenmanipulation, »[w]eil sie komplexe Sachverhalte reduzier[en], zuspitz[en] und polarisier[en]« (Wenderoth 2017: 86). Kurznachrichten an sich sind also nicht dumm, können aber eingesetzt werden, um ihre Leser*innen dumm zu halten, weil sie das Nachdenken ausschalten, indem sie schnell geschrieben, schnell gelesen, schnell vergessen sind, sich zudem ständig wiederholen und weil sie die Komplexität der Realität herunterbrechen. Ganz so einfach geht die Idee des reduktionsbedingten dummen Denkens aber nicht auf, denn Literatur bedient sich im Grunde derselben Operation. Von sogenannten ›short shorts‹, Minifiktionen oder lyrischen Kurzformen einmal abgesehen mag ein literarischer Text länger sein als ein Tweet, aber das Grundprinzip ist dasselbe: von allen möglichen Worten, die eine Sprache bereithält, landen vergleichsweise wenige ausgewählte in einer bewusst gewählten Anordnung in einer bewusst gewählten Textform, wodurch sich eine semantisch dichte, mit Bedeutung aufgeladene Struktur ergibt. Und ganz zwangsläufig reduziert dieser Text Komplexität: so versucht ein Haiku, einen kurzen Moment einzufangen; eine Kurzgeschichte erzählt in aller Regel anhand *eines* Erzählstranges *einen* Ausschnitt aus dem Leben *einer* Figur; und auch im Roman wird reduziert; so erfahren wir nur, was ›wichtig‹ für die Geschichte ist, weswegen wir zum Beispiel vergleichsweise wenige Romane zu lesen bekommen, in denen für jeden innerhalb der Geschichte vergehenden Tag minutiös aufgeführt ist, wie sich eine Nebenfigur morgens und abends die Zähne putzt. Die Welt des Romans ist »geschlossen, in sich zusammenhängend und bedeutungsgeladen« (Esposito 2007: 17) – und kann dadurch, wie der Tweet, Einfluss nehmen auf Realität und Gesellschaft.

Sind also Tweets Literatur oder zumindest wie Literatur? Auf jeden Fall deutet einiges darauf hin, dass es äußerst produktiv für die Literaturwissenschaft sein könnte, sich auf diese Weise mit postfaktischer Politik auseinanderzusetzen. Strukturelle Ähnlichkeiten sollen natürlich nicht über intentionale Unterschiede hinwegtäuschen. Im Zusammenhang mit dummem Denken etwa unterscheidet Ette (Mario Vargas Llosa folgend) etwas plakativ zwischen guten und schlechten Fiktionen: »Gut sind Fiktionen, die sich als solche zu erkennen

geben, etwa ein Roman. Die schlechten versuchen ihre fiktive Natur zu verbergen« (Wenderoth 2017: 87). Hier liegt also ein gewichtiger Unterschied: im Falle der Literatur wissen alle Beteiligten, dass sich um eine Fiktion handelt, die auch nichts anderes sein will (Esposito 2017: 17), während die politisch motivierte Kurznachricht die von ihr geschaffene Fiktion als Realität zu etablieren versucht. Ein weiterer Unterschied liegt laut Ette in der Erzählhaftigkeit von Roman und Tweet, beziehungsweise in der Abwesenheit von Erzählhaftigkeit in Letzterem, begründet: »Wenn ich sage ›Die anderen sind gefährlich‹, habe ich damit ja nichts erzählt, sondern lediglich behauptet. Wir sprechen von einer Entnarrativierung. Das heißt: ich erzähle nicht mehr, sondern ich lege fest« (Wenderoth 2017: 87). Tatsächlich haben Tweets eine eher kommentierende Funktion, wodurch »auf das erzählerische Element völlig verzichtet« werden kann (Wenderoth 2017: 88). Doch es gibt durchaus viele Tweets, die nach einer Art Minimalerzählung klingen, etwa dieser von AfD-Politikerin Frauke Petry vom 25. Januar 2017: »Behörde wollte #Sozialbetrug vertuschen – exemplarisch für Chaos und Überforderung der Behörden. #Asyl #AfD #btw17 *« (Petry 2017). Ein Ereignis (Sozialbetrug) und eine damit verbundene Aktivität. Einer solchen Kurznachricht wohnt demnach, in Ettes Worten, ein »kleine[r] narrative[r] Kern« inne: »Da ist irgendetwas passiert, und deshalb [...]« (Wenderoth 2017: 88) – damit erfüllt der Tweet genau die Grundanforderung, die Genette klassischerweise an eine Erzählung stellt. »Für mich liegt, sobald es auch nur eine einzige Handlung oder ein einziges Ereignis gibt, eine Geschichte vor, denn damit gibt es bereits eine Veränderung, einen Übergang vom Vorher zum Nachher« (Genette 2010: 183).

Die Menschlichkeit des Erzählens

Freilich ist die Erzähltheorie des 20./21. Jahrhunderts nicht auf Genette zu reduzieren, und wenn man sich nicht zu sehr versteift, so können überraschend viele (fiktionale und nicht-fiktionale) Textarten als Erzählungen verstanden werden (Fludernik 1996: 38; Fludernik 2012: 226). Tatsächlich hat sich die (Post-Genette-)Narratologie vom klassischen Ereignis- oder Handlungsmodell wegbewegt oder alternative Pfade eingeschlagen. Jonathan Culler etwa hebt hervor, dass Erzählungen nicht auf bloßer Bereitstellung von Information über ein Ereignis basieren, sondern auf »tellability« (Culler 2011: 27) – also auf der Frage, was eine Erzählung spannend und bedeutsam macht. Andreas Mahler unterschied vor diesem Hintergrund kürzlich zwischen thematischer und struktureller Erzählbarkeit (Mahler 2017: 358), und beide Kategorien versprechen produktiven Umgang mit Tweets und anderen medialen Strukturen. Themati-

sche Erzählbarkeit bezieht sich laut Mahler auf ein alltägliches Verständnis davon, welche Erzählungen (oder welche Teile von Erzählungen) in einem kulturellen Kontext überhaupt erzählbar sind und welche nicht, etwa aufgrund religiöser, politischer oder anderer Tabus einer Gesellschaft. Postfaktische Politik lotet genau diese Grenzen dessen, was erzählt werden kann, aus: ein Satz wie ›Das wird man doch wohl noch sagen dürfen!‹, der die eigene Erzählung verteidigt, steht dabei in Kontrast zu Versuchen, die Erzählungen anderer zu diskreditieren, etwa indem Sprecher*innen anderer Gesinnung vom Publikum niedergebrüllt werden, oder indem Präsident Trump in einer TV-Debatte mit beharrlichen ›Falsch!‹-Rufen seine Rivalin unterbricht. Strukturelle Erzählbarkeit hingegen beschreibt Mahler als ein bewusstes, diskursives ins-Bild-rücken von etwas (Charakter, Affekt, Ereignis), das als besonders erwähnenswert oder kommentarbedürftig empfunden wird und dementsprechend erzählt werden soll. Und auch diese Tendenz findet sich in postfaktischen Erzählungen wieder, denen oft vorgeworfen wird, vor allem die Emotionen der Zuhörerschaft zu bedienen (Affekt) und dabei Einzelfälle (Charakter, Ereignis) zu betonen statt Konzepte oder Lösungsansätze für komplexe Probleme, die nicht an Einzelfällen festzumachen sind (vgl. Nassehi 2015).

Erzählbarkeit ist auch Teil von Monika Fluderniks ›natürlicher‹ Narratologie, die sich auf »experientiality« (Fludernik 1996: 29) stützt: diese Erfahrbarkeit wird begriffen als die Präsenz eines menschlichen Protagonisten und dessen Erfahrung von Ereignissen. Statt einer handlungsbasierten Kette von Ereignissen steht also die emotionale und physische Reaktion im Vordergrund. Erst dadurch werden Ereignisse erzählenswert – und dies ist möglich, weil Erzählen als grundlegende Kulturtechnik zu verstehen ist, und zwar als Antwort auf die Frage, wie menschliche Erfahrung und menschliches Wissen in Bedeutungsstrukturen umgewandelt werden können, die ganz grundsätzlich menschlich sind (White 1981: 1). Und gerade im oft beschworenen ›postfaktischen Zeitalter‹, in das ›wir‹ angeblich erst jetzt eingetreten sind und in dem sich die Menschheit der Überkomplexität ihrer Welt bewusst wird, scheint das Erzählen als weltbegreifende Kulturtechnik Teile seiner urtümlichen Macht wiederzugewinnen – auf Kosten wissenschaftlicher Methoden. Erfahrbarkeit kommt dabei eine Schlüsselrolle zu: aus einer Situation ergibt sich ein Vorfall oder Ereignis, auf welches ein Mensch dann reagiert – doch erst eine im Nachhinein stattfindende Auswertung dieser menschlichen Erfahrung von Handeln ist ausschlaggebend, um das Ganze relevant, also erzählwürdig, zu machen (Fludernik 1996: 29). Kaum relevant für Erzählungen sind hingegen klare Abgrenzungen von Tatsache und Meinung, also wie es ›wirklich‹ war und wie sich der Erzähler oder die Erzählerin dazu verhält. Und auch hier geben sich postfaktische Politik und

Erzählung wieder die Klinke in die Hand, wenn die gezielte Vermischung von Tatsache und Meinung einen dichten, aber vagen Text voller Andeutungen ergibt, mit dem man gezielt Grenzen thematischer Erzählbarkeit in Frage stellen (etwa, indem man eine Demonstration, die den 2017 in Hamburg stattfindenden G20-Gipfel ablehnt, ›Welcome to Hell‹ nennt, oder indem man, in einem anderen politischen Lager, die Stärkung des Begriffes ›Volk‹ propagiert), aber sich umgekehrt auch jederzeit wieder auf eine unbestimmte Position zurückziehen kann (›Das habe ich so nie gesagt!‹ oder ›Das ist doch völlig aus dem Kontext gerissen!‹). Dieser Strategie weiterhin zuträglich ist die Entkoppelung und Erweiterung von Raum und Zeit massenmedialer Botschaften (Reinfandt 2015: 122). So kann man, wie AfD-Politikerin Beatrix von Storch, in sozialen Netzwerken zunächst den »Waffengebrauch [an Grenzübergängen] auch gegenüber Kindern« bejahen, um später Stück für Stück zurück zu rudern und stattdessen zu erklären, man sei beim Verfassen des Kommentars mit der Computermaus ausgerutscht (*Welt* 2016).

Es zeichnet sich mit obigen Ausführungen aber bereits ab, dass es mehr bedarf als der oben skizzierten ›Literaturhaftigkeit‹, Erzählbarkeit oder Erfahrbarkeit von postfaktischer Medientechnik und-rhetorik, um postfaktische Politik als Narrativ zu begreifen. Auch wenn ein Tweet unter bestimmten Umständen als Mini-Erzählung durchgehen mag – deutlich interessanter erscheint das große Ganze, von dem jeder Text nur ein Teil ist: die gesamte postfaktische Maschinerie, von Interviews über Wahlkampfreden bis zu Pressekonferenzen. Diese lässt sich durchaus als dezentrale und multimediale Erzählung beschreiben. Im Folgenden skizziert der Beitrag hierzu ein paar erste Vorschläge. Ausgangspunkte dieser Impulse sind Fluderniks Modell mündlicher Erzähltypen, Juri Lotmans Plot-Typologie (1979) und Mahlers weiterführende Gedanken zu Lotman.

Postfaktische Erzählungen I: Typenmodelle und mediale Strukturen

Fluderniks Modell einer auf Erfahrbarkeit beruhenden ›natürlichen‹ Narratologie stützt sich wie beschrieben nicht auf Plotstrukturen und auch nicht auf den Roman als modern-prototypische erzählende Textform. Stattdessen rekurriert die ›natürliche‹ Erzählung auf die wesentlich ältere Tradition mündlichen Erzählens. Vor diesem Hintergrund skizziert Fludernik sechs verschiedene Erzähltypen: drei davon ergeben sich spontan aus Gesprächssituationen, drei andere werden in einem nicht-spontanen Setting verortet und sind in der Regel eingebettet in eine kulturell oder anderweitig ritualisierte Tradition oder Performanz. Als absoluten Prototypen ›natürlichen‹ Erzählens identifiziert sie »ex-

periential conversational storytelling«, also eine Form des Erzählens, in der man spontan in Gesprächsform entweder eine auf eigenen Erfahrungen basierende Geschichte erzählt oder die einer anderen Person (Fludernik 1996: 57). Typ 2 ist der erzählerische Bericht, dem es zwar üblicherweise an Erfahrbarkeit mangelt, der aber strukturell gesehen durchaus erzählerische Elemente beinhaltet. Den dritten spontanen Erzähltypen bilden Witz und Anekdote; beide weisen starke Ähnlichkeit zu Typ 1 auf, gehen aber mit dem ›Clou‹ der Erzählung anders um. Beide spielen sozusagen mit der allgemeinen Erwartungshaltung, die ein Publikum an den Tag legt, das Typ 1 als grundlegende Erzählform kennt (Fludernik 1996: 58). Fluderniks erster nicht-spontaner Erzähltyp bezeichnet folkloristisches mündliches Erzählen in Prosa, das die kulturelle Position von Erzählinstanz und Publikum verhandelt, zum Beispiel anhand der Frage nach erzählerischer Professionalität, anhand thematischer Einschränkungen von Erzählungen durch Tabus, oder anhand struktureller Merkmale wie ritualisierten Gegenreden seitens des Publikums. Epische Lyrik bildet Fluderniks zweiten nicht-spontanen Erzähltypen, welcher im gleichen kulturellen Setting wie Typ 1 verankert ist, thematisch aber oft auf Heldentaten ferner Vergangenheit und sprachlich auf Versform beschränkt ist. Die (längere) Lebensgeschichte umschreibt Fluderniks letzten Erzähltypen; es handelt sich hierbei weniger um vollständige Autobiographien, sondern um der konkreten Situation angepasste thematische Ausschnitte, etwa wenn eine Autorin in einem Interview berichten soll, wie sie ›damals‹ ihr erstes Buch verfasste (Fludernik 1996: 59). Die Beobachtung, dass sich postfaktische Politik der meisten dieser Typen bedient, ist recht offensichtlich. Beispielsweise können Politiker selbstverständlich Anekdoten, Witze, oder persönliche Ereignisse in eine Wahlkampfrede einbauen; Pressemitteilungen lassen sich als erzählerische Berichte bestimmen; Debatten im altrömischen Senat, im deutschen Bundestag oder die im amerikanischen Präsidentschaftswahlkampf üblichen TV-Duelle sind detailliert untersucht und strengt ritualisierte Erzählwettkämpfe (oftmals inklusive Zeitlimit, Schiedsgericht und anschließender Analyse durch ausgesuchte Experten); und Interviews oder Einspieler in TV-Dokumentationen geben Anlass, aus dem eigenen Leben zu erzählen.

Wie das Beispiel der Anekdote innerhalb einer Wahlkampfrede zeigt, mischen einzelne Medienformate diese Typen (Fludernik 1996: 60). Was sich hier schon andeutet sind die multimedialen Eigenschaften postfaktischer Politik, die sich verschiedenster Medien bedient und die verschiedene Erzähltypen kombiniert. Der Tweet ist nutzbar als jederzeit und überall verfügbare Mini-Erzählung, um möglichst schnell auf Ereignisse reagieren zu können und die Illusion einer unmittelbaren, direkten Kommunikation zu erzeugen, und funktioniert dement-

sprechend ganz anders als eine vorformulierte Pressemitteilung, die eine nur mittelbar verantwortliche Pressesprecherin in eine Fernsehkamera spricht. Bemerkenswert ist hierbei das Wechselspiel von medialer Mündlichkeit und Schriftlichkeit und konzeptioneller Mündlichkeit und Schriftlichkeit (vgl. Koch und Österreicher 1985), sprich: die wechselseitigen Operationen zwischen traditionell mündlichen und schriftlichen Medien angesichts unzähliger Nutzungskombinationen (z.B. Videos/Tweets, die in Online-Artikel eingebunden werden, oder eine per Livestream übertragene TV-Debatte mit Direktkommentaren) angesichts einer überwältigenden Bandbreite verschiedener Texte und Textformen (Fludernik 1996: 54). So lassen sich mündliche Strukturen in schriftliche Formate einbauen und umgekehrt. All dies findet statt vor dem Hintergrund der Medienkonvergenz unserer Konvergenzkultur, die es erst ermöglicht, die Autorität und das kulturelle Kapital eines Sprechers (lies: Erzählers) von einer kulturellen Sphäre zu einer anderen hin zu verlagern oder auszuweiten (Reinfandt 2015: 121). Und man kann dies entweder nutzen, um seine politische Fiktion als Fiktion auszuweisen oder – wie es im Populismus geschieht – um jedwede Alternativen zu überlagern, sodass die eigene Fiktion eine Realität erzeugt, die keine andere neben sich gelten lässt und dementsprechend volle Autorität beansprucht. Während also fake news, politische Fiktionen und deren Machtansprüche nicht neu sind, so erhalten sie in der durch die Massenmedien erzeugten Realität der Moderne neue, machtvolle Werkzeuge, um ihre Fiktion der Realität allgegenwärtig zu machen. »Was wir über unsere Gesellschaft, ja über die Welt, in der wir leben, wissen, wissen wir durch die Massenmedien« (Luhmann 1996: 9), die nun mehr denn je vor den Karren einer postfaktischen Erzählung gespannt werden können.

Postfaktische Erzählungen II: Mythos, Linearität, Komplexität

Nach den auf den vorigen Seiten formulierten Gedanken zu Einzeltexten postfaktischer Politik und der Kombinatorik verschiedener Medien- und Erzählformate ist es nun an der Zeit, das größere Ganze zu betrachten. Hierfür bieten sich Lotmans Ausführungen zu »The Origin of Plot in the Light of Typology« an, denn auch er versteht plotting, das zu-einer-Erzählung-machen von Ereignissen und Erfahrungen, als mächtiges Werkzeug, um menschliches Leben und Gesellschaft verständlich und zugänglich zu machen (Lotman 1979: 182). Lotman unterscheidet dabei zwei Texttypen oder Textmechanismen: einen Prozess der Mythenbildung anhand von zyklisch-temporalen Texten einerseits und einen linear-temporalen Texttypen andererseits.

Mythische Texte einer Kultur sind zyklisch organisiert (etwa orientiert an den Jahreszeiten) und haben, weil sie sich ständig wiederholen, keinen richtigen Anfang und kein richtiges Ende (Lotman 1979: 161). Die beständige Wiederholung der mythologischen Struktur zielt dementsprechend auf zeitlose Ereignisse ab, was zusammengenommen einer der Welt inhärenten Gesetzesbildung gleichkommt (›so ist es!‹). Dabei geht es nicht darum, das Publikum über etwas zu informieren, dessen es sich nicht bewusst ist, sondern um das Aufrechterhalten eines zyklischen Flusses (Lotman 1979: 162). Und auch die Politik scheint ihren Mythos zyklisch zu organisieren; so werden nicht nur populistische Schlagworte beständig wiederholt – das gesamte Spektrum politischer Richtungen richtet sich nach dem Zyklus der Legislaturperioden, dem Hin und Her zwischen Landes- und Bundesebene, zwischen Regierung und Opposition. Nach der Wahl ist stets vor der Wahl. Und wie bei Lotman sind neue Informationen vergleichsweise rar: stattdessen zeigt man sich angesichts politischer Vergehen anderer Parteien oder Nationen stets ›erschüttert‹, verurteilt dieses oder jenes Vorgehen ›aufs schärfste‹, oder ›fühlt mit den Opfern‹ einer humanitären Krise, während sich Wahlkämpfe abwechselnd um Arbeits-, Wirtschaft-, Bildungs- oder Umweltpolitik drehen. Eine weitere Eigenschaft der Mythenbildung ist laut Lotman die Gleichmachung von Dingen, die man sonst kaum vergleichen könnte (Lotman 1979: 162). Ähnlich reduziert der Mythos der Politik die Komplexität einer modernen Welt und ihrer Probleme auf augenscheinlich einfache Lösungen (zu viele Einwanderer = Mauerbau; zu wenig junge Menschen = Elterngeld; oder, ganz einfach: America first!). Einerseits ist eine solche Komplexitätsreduktion nötig, um Politik, Gesellschaft, die Welt an sich beschreibbar zu machen. Damit stellt die politische Mythenbildung eine Art Metaebene dar, die alles zusammenhält; andererseits laufen solche Beschreibungsstrategien aber ständig Gefahr, auf Stigmatisierung, Stereotypisierung und binäre Gruppchenbildung (›wir‹ und ›die anderen‹ oder ›gut‹ und ›böse‹) zurückzufallen (vgl. Nassehi 2015: 179).

Lotmans zweiter, linear-temporaler Textmechanismus, bezieht sich auf einzigartige Ereignisse, Anomalien und Zufälle, die übergeordnet in Historien, Chroniken oder Annalen zusammengefasst werden (Lotman 1979: 163). Hier klingt die von Ette beobachtete Erzählhaftigkeit politischer Tweets wieder an – ich wiederhole das Zitat: »Da ist irgendetwas passiert, und deshalb [...]« (Wenderoth 2017: 88). Ein außergewöhnliches Ereignis – ein medienwirksames Verbrechen, ein rhetorischer Fauxpas, ein aufgedeckter Skandal – wird als Teil einer ganzen Kette von Ereignissen festgehalten. Dieser Mechanismus, von Mahler als narrative Säkularisierung (›narrative secularization‹; Mahler 2017: 368) bezeichnet, ist charakteristisch für eine generelle Verschiebung westlicher Er-

zähltradition um das Jahr 1600 herum (Mahler 2017: 367), welche die mythische Erzählweise um einen linearen Plotmechanismus ergänzt. Gemeinsam erzeugen diese beiden Texttypen den modernen Plot-Text, und auch ihr Zusammenspiel lässt sich auf postfaktische Politik übertragen. Im Mythos, so Lotman, geht es immer ›um mich‹, die eigene Gruppe, sozusagen. Die ich-bezogene Reduktion des eigenen Mikrokosmos und der Makrokosmos des umgebenden Universums erzeugen persönliche Relevanz (Lotman 1979: 163): ›America first‹ subsumiert die ›guten Amerikaner‹ unter einem Schlagwort und stellt diesen die Neuigkeiten und Ereignisse gegenüber, die sich stets auf ›die anderen‹ beziehen, also auf von ›anderen‹ begangene Vorfälle, die die mythische Ordnung stören. Der Plot-Text postfaktischer Politik bewegt sich damit zwischen tragischer Spannung in Form schockierender Neuigkeiten und dem Versprechen eines finalen Eintretens von Ruhe (Lotman 1979: 173) – nämlich dann, wenn der Politiker oder die Politikerin endlich das erreicht, wovon er oder sie ständig spricht: von der eigenen politischen Fiktion als ultimative Antwort auf die Probleme der Gesellschaft. Somit handelt es sich bei dem garantierten Versprechen von Auflösung und wiederhergestellter Ordnung, das auf der mythischen Ebene gemacht wird (Mahler 2017: 367), um eine Projektion jenseits der politischen Erzählung – um einen Traum, der im Heute immer erst morgen wahr wird.

Mahler geht nach der oben angesprochenen narrativen Säkularisierung aber noch einen Schritt weiter, indem er sich dem literaturhistorischen Wechsel vom 19. zum 20. Jahrhundert zuwendet, welcher eine bedeutende weltanschauliche Verschiebung markiert. Vor dem Hintergrund des ›linguistic turn‹ wird mit dem Übergang des Realismus zum Modernismus das Verhältnis zwischen Sprache und Welt mehr und mehr problematisiert (Reinfandt 2017: 76), was sich entsprechend in den Themen und Strategien des modernen Romans niederschlägt. Umgekehrt wird, so Mahler, den linearen Techniken des realistischen Romans zunehmend ihre Relevanz als sozialkritisches Werkzeug abgesprochen (Mahler 2017: 369). Kontingenz (als Offenheit und Ungewissheit) und Widerstand sind die aufkommenden Kernmerkmale des modernen Romans, welche sich entsprechend auf dessen Erzählbarkeit auswirken: Wenn es nicht mehr primär darum geht, realistisch anmutende Beziehungen zu dem herzustellen, was wir Realität nennen, so rücken stattdessen ungewöhnliche und problematische Erfahrungen von Realität in den Vordergrund, die einräumen, dass weder Mensch noch Roman ›die Realität‹ adäquat beschreiben können (Mahler 2017: 369).

Auch die Politik sieht sich mit dieser Problemstellung konfrontiert – speziell, wenn man die bereits angesprochene Medienkonvergenz und die Digitalisierung von Welt und Weltbeschreibungen berücksichtigt. Einerseits haben Politiker*innen mit Konvergenz und Widerstand zu kämpfen: in einer Welt, in der

man online in wenigen Minuten Dinge recherchieren kann, muss man mit einer deutlich kritischeren Zuhörerschaft rechnen als noch vor einigen Jahren. Infolgedessen ist dieses Publikum nicht nur fähig, jedes Wort auf die Goldwaage zu legen – es kann auch dank der sozialen Medien unmittelbar reagieren und die politische Erzählung kommentieren. Fluderniks Erzähltypen verändern sich oder mischen sich in diesem Sinne neu, wenn zum Beispiel CDU-Generalsekretär Peter Tauber in Bedrängnis gerät aufgrund seiner Tweets zur Frage der Vollbeschäftigung (»Wenn Sie was ordentliches gelernt haben, dann brauchen Sie keine drei Minijobs«; *FAZ/dpa* 2017). Der digitale Shitstorm fungiert gewissermaßen als kollektives digitales Ausbuhen, das dem Erzähler entgegenschlägt. Und plötzlich sehen sich Autor und Autorin ihrer einstmals kaum beschränkten Autorität beraubt. Populistische Strömungen der Politik hingegen neigen dazu, die postfaktischen Medienstrukturen für ihre Zwecke zu nutzen. Donald Trump, der es zum Zeitpunkt dieses Artikels auf über 35.000 Tweets und über 34 Millionen Follower bringt, wirft selbst immer wieder den Begriff der fake news in den digitalen Ring, wenn Presseberichte nicht seinen Wünschen entsprechen. Der Vorwurf der fake news innerhalb der eigenen Erzählung entwertet somit andere Sprecherpositionen durch aktiven digitalen Widerstand, oftmals sogar im Voraus: so warnte Trump beispielsweise seine Follower vor, die Presse würde seine Erfolge der ersten 100 Tage im Präsidentenamt verreißen – unabhängig davon, wie viel oder wenig er vorzuweisen haben werde (Doemens 2017). Gleichzeitig ist es verblüffend einfach, die Kontingenz der modernen politischen Erzählung auszunutzen, wie die Leugnung des Klimawandels oder das Hin und Her von Trumps Beraterin Kellyanne Conway und seines ehemaligen Pressesprechers Sean Spicer rund um die Besucherzahlen bei Trumps Ernennungszereimonie und das schon erwähnte Schlagwort der ›alternativen Fakten‹ demonstrierten. Auf die Metaebene postfaktischer Politik zurückkommend lässt sich festhalten, dass deren Erzählung – dank der Konvergenzkultur des 21. Jahrhunderts und der von Mahler identifizierten weltanschaulichen Verschiebung – den linear-realistischen Textmechanismus im Vergleich mit ›modernen‹ Strategien eher selten nutzt. Beide Modi sind aber rückgebunden an die alles zusammenhaltende mythologische Struktur, in die die Gesamtheit politischer Texte eingebettet sind, wodurch diese (allen medialen, formalen und inhaltlichen Unterschieden zum Trotz) eine gemeinsame Welt erzeugen, in der auch auf den ersten Blick weit voneinander entfernt scheinende Elemente als komplexes Netz zusammenhängen (Lotman 1979: 162).

Zusammenfassung und Ausblick

Postfaktische Politik erzeugt und nutzt eine dezentrale, multimediale Struktur, die man mittels literaturtheoretischer Werkzeuge als Erzählung begreifen und beschreiben kann. Zwar ist Politik keine Literatur, doch beiden Sphären liegt die grundmenschliche Tendenz zum Erzählen und zur Fiktionalität zugrunde. Ausschlaggebend für diesen Vorschlag sind (thematische und strukturelle) Erzählbarkeit und Erfahrbarkeit, zwei Konzepte also, die sich vom Erzählbegriff als bloße Informationsweitergabe oder Ereigniskette lösen und stattdessen Erzählbarkeit, Erzählwürdigkeit und das Kodieren menschlicher Erfahrung stark machen. Eine Schlüsselrolle kommt hierbei der modernen Konvergenzkultur zu, die es mehr denn je ermöglicht, verschiedene (schriftliche und mündliche) Erzähltypen und Medienformate zu kombinieren. Diese übergeordnete Makroerzählung postfaktischer Politik vollzieht sich vor dem Hintergrund von Lotmans Plot-Typologie auf mehreren Ebenen: Tweets, Wahlkampfreden, TV-Interviews und weitere Einzeltexte sind teilweise noch an linear-temporale (›realistische‹) Textmechanismen gebunden, zeigen aber starke Tendenzen zu problematisierenden (›modernen‹) Textmechanismen, die sich durch Offenheit, Ungewissheit und Widerstand auszeichnen. Zu einem übergeordneten Gebilde werden diese Texte und Mechanismen durch eine mythologisch-zyklische Struktur, die die einzelnen Elemente zusammenhält als Teile einer großen politischen Fiktion, die von dem erzählen kann, was nicht ist, aber was sein könnte. Politiker*innen und ihre Institutionen generell nutzen diese ›Großerzählung‹ als Projektionsfläche für die eigene Agenda, deren Träume sich in einer unbestimmten Zukunft erfüllen – und populistische Strömungen gehen einen Schritt weiter mit dem Versuch, die eigene Fiktion bereits der Gegenwart überzustülpen.

Wie eingangs erwähnt stützt sich diese populistische Fiktion der Realität auf die Vermischung von Meinung und Tatsache und das Herunterbrechen der Komplexität der Welt auf einfache Beschreibungen und Lösungen. Diese Strategie ermöglicht es, an der einen Stelle Tabus zu brechen und an der anderen vage genug zu bleiben, um das eigene Vorpreschen später zu relativieren. Damit ist der Bogen gespannt zwischen der Grundtechnik des Tweets und der groß angelegten Fiktion, die ihre ganz eigene Version der Realität erzeugt. »Kurznachrichten« und der postfaktische Mythos »schaffen Spielräume für Interpretation, in die hineinprojiziert werden kann« (Wenderoth 2017: 87), und beide interpretieren die Welt durch ihre ganz eigene Erzählung. Damit ist, nach der Fiktion oder Erzählung als Gegenstand der Literaturwissenschaft, auch das wichtigste Werkzeug der Disziplin im Spiel: Interpretation. Dieses Kerngeschäft der Literaturwissenschaft, so demonstrierte dieser Beitrag anhand der Interpre-

tation postfaktischer Politik als narratives Geflecht, scheint bestens geeignet, politische Vermischungen von Meinung und Tatsache zu untersuchen, weil es sich genau dieses Spannungsfeld zu nutzen macht und ebenfalls zwischen Tatsache (etwa als konkrete Arbeit an und mit Primärtexten) und Meinung (was oder wie diese Texte, im weitesten Sinne, ›bedeuten‹) rangiert. Die Interpretation, und damit die Literaturwissenschaft, ermöglicht auf diese Weise eine Debatte, die sonst nicht führbar erscheint.

Literatur

- Behrens, Christoph (2017). ›Denker in der Krise.‹ *Süddeutsche Zeitung*. (22.01.2017), <http://www.sueddeutsche.de/wissen/philosophie-denker-in-der-krise-1.3338164> (03.07.2017).
- Culler, Jonathan (2011). *Literary Theory: A Very Short Introduction*. Oxford: Oxford University Press.
- Deutsche Presseagentur / dpa (2017). ›CDU-Generalsekretär erntet Empörung für Tweet über Minijobber.‹ *FAZ*. (04.07.2017), <http://www.faz.net/aktuell/politik/bundestagswahl/peter-tauber-loest-mit-tweet-ueber-minijob-shitstorm-aus-15090424.html> (19.07.2017).
- Doemens, Karl (2017). ›Trump: 100 Tage im Amt. Pirouetten eines Populisten.‹ *Stuttgarter Zeitung*. (27.04.2017), <http://www.stuttgarter-zeitung.de/inhalt.trump-100-tage-im-amt-pirouetten-eines-populisten.400a6f53-4690-4c4d-93ad-8fc2c993306f.html> (19.07.2017).
- Esposito, Elena (2007). *Die Fiktion der wahrscheinlichen Realität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Fludernik, Monika (1996). *Towards a ›Natural‹ Narratology*. London, New York: Routledge.
- Fludernik, Monika und Caroline Pirllet (2012). ›Narratology‹, in: Martin Middeke, Timo Müller, Christina Wald und Hubert Zapf (Hrsg.). *English and American Studies: Theory and Practice*. Stuttgart: Metzler, 225–230.
- Genette, Gérard (2010). *Die Erzählung*. 3. Aufl. Übers. v. Andreas Knop. Paderborn: Wilhelm Fink.
- Koch, Peter und Wulf Österreicher (1985). ›Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte.‹ *Romanistisches Jahrbuch*, 36, 15–43.
- Kriss, Sam (2016). ›The Biggest Political Lie of 2016.‹ *Slate*. (31.08.2016). http://www.slate.com/articles/news_and_politics/politics/2016/08/the_biggest_political_lie_of_2016.html (12.07.2017).

- Le Guin, Ursula K. (2017). ›Ursula Le Guin on fiction vs. ›alternative facts‹: Letter to the editor.‹ *Leserkommentar, Oregonlive*. (14.02.2017), http://www.oregonlive.com/opinion/index.ssf/2017/02/ursula_leguin_on_fiction_vs_al.html (12.07.2017).
- Lotman, Jurij M. (1979). ›The Origin of Plot in the Light of Typology.‹ *Poetics Today*, 1.1/2, Special Issue: Literature, Interpretation, Communication, 161–184.
- Luhmann, Niklas (1996). *Die Realität der Massenmedien*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Mahler, Andreas (2017). ›Tellabilities – diatopic/ diachronic: Where and when a story is worth telling and where and when it is not.‹ *ZAA*, 65.4, 355–373.
- Nassehi, Armin (2015). *Die letzte Stunde der Wahrheit. Warum rechts und links keine Alternativen mehr sind und Gesellschaft ganz anders beschrieben werden muss*. Hamburg: Murmann.
- Pazzanese, Christina (2016). ›Politics in a »Post-truth« Age.‹ *Harvard Gazette*. (14.07.2016), <http://news.harvard.edu/gazette/story/2016/07/politics-in-a-post-truth-age/>. (14.07.2017).
- Petry, Frauke (2017). *Twitter*. (25.01.2017), <https://twitter.com/FraukePetry/status/824214023088570368>. (03.07.2017).
- Qiu, Linda (2017). ›Fact-Checking President Trump Through His First 100 Days.‹ *The New York Times*. (28.04.2017), <https://www.nytimes.com/2017/04/29/us/politics/fact-checking-president-trump-through-his-first-100-days.html> (21.07.2017).
- Reinfandt, Christoph (2015). ›Speaking Up in the Age of Media Convergence: Patrick Neate's Babel (2010) and Plan B's Ill Manors (2012)‹, in: Julia Genz und Ulrike Küchler (Hrsg.). *Metamorphoses of (New) Media*. Newcastle upon Tyne: Cambridge Scholars Publishing, 119–138.
- Seaton, Jean, Tim Crook and DJ Taylor (2017). ›Welcome to dystopia – George Orwell experts on Donald Trump.‹ *The Guardian*. (25.01.2017), <https://www.theguardian.com/commentisfree/2017/jan/25/george-orwell-donald-trump-kellyanne-conway-1984> (20.07.2017).
- White, Hayden (1981). ›The Value of Narrativity in the Representation of Reality‹, in: W.J. T. Mitchell (ed.). *On Narrative*. Chicago: Chicago University Press.
- Welt (2016). ›Von Storch bejaht Waffengebrauch auch gegenüber Kindern.‹ *Welt N24 GmbH*. (31.01.2016), <https://www.welt.de/politik/deutschland/article151685758/Von-Storch-bejaht-Waffengebrauch-auch-gegenueber-Kindern.html> (20.07.2017).
- Wenderoth, Andreas (2017). ›Die gefährliche Macht der Kurznachrichten.‹ Interview. *National Geographic*, 2017.4 (April), 86–89.